

# Richard Lugner: Ein Phänomen wird 75

Anstatt eines Vorworts

**W**arum bisher noch nie ein Buch über Richard Lugner geschrieben wurde beziehungsweise mehrere Versuche scheiterten, war mir schon beim ersten Treffen klar. Was ich damals allerdings noch nicht wusste: Folgendes Szenario würde sich mehr oder weniger bei jedem Interview wiederholen ...

„Den Film über die Hochzeit müssen S' Ihna anschauen und den über mein Leben ah, des Archiv müssen S' durchlesen, vor allem die gaunz alten Zeitungsberichte, mein Burgtheaterauftritt darf owa a net fehlen, der Familienstammbaum und auch alle Ehrungen, die i hob, und die Moschee wär a ein Kapitel. Aber des geht sich jo alles nimmer aus, oder? Außerdem müssen S' die Karikaturen eininehmen, die vom Deix ist die bekannteste, mei erste Frau möchte vielleicht ah was sagen und mei Chefsekretärin g'hört ah dazu, weil die kennt mi am besten. Ham S' schon mit dem Lammerhuber von Radio CD g'redet und mit meiner Schwiegermutter? Sie kennen mich ja nur von meiner Society-Seit'n, dabei

hab ich so viele Facetten. Frau Buday, des daheben S' jo nie! Des dahebt kaner!“

„Herr Lugner, wenn S' nicht aufhören, auf mich einzureden wie auf eine kranke Kuh, dann spring ich mit dem Manuskript in der Hand vom Minarett Ihrer Moschee. Oder noch besser: Ich stoße Sie hinab“, drohte ich Richard Lugner nicht nur einmal, er lachte – und wir setzten unser Gespräch fort. Jeweils nach einer Stunde begann er wieder von vorne.

Nein, pardon, manchmal endete die Leier so: „Die ham olle das Handtuch g'schmissen. Olle. Sie werden'S ah nu schmeißen. Glauben S' mir.“ Nein, Herr Inschenör, lieber schmeiße ich es Ihnen um Ihren allerwertesten Schädel – sagte ich nicht, aber dachte es mehrfach.

Dass wir einander – noch bevor ein einziges Interview stattfand – zu Besprechungen treffen mussten, um durchzukauen, was in vielen Telefonaten schon längst abgeklärt worden war, möchte ich Ihnen hiermit ersparen. Sie würden es mir sowieso nicht glauben. Wie vieles andere ebenso wenig ...



Sein Faible für schöne, sehr schlanke Frauen ist bekannt.

Auch hier gilt für ihn: je mehr, desto besser. Allerdings tanzten beim Schampus-Fest im Marchfelderhof nur zwei Samba-Girls auf.

# Erinnerungen an Kindheit & Jugend

Er schwärmte von süßen Speisen, fürchtete sich vor allen Russen und erinnert sich heute noch genau an den Bissen Corned Beef bei seiner Tante Mira. Wie auch an den Schmerz, als sich sein Vater von ihm verabschiedete.

Ich träumte als Bub immer von einem Butterbrot mit viel Zucker obendrauf, was heute niemand mehr verstehen kann. Aber es gab damals kaum Zucker. Und mein sehnlichster Wunsch überhaupt war ein dunkler Indianer mit Schlag – den wollte ich im Krieg immer essen. Ganz in der Nähe war eine Konditorei,



Das allererste Foto von Richard Siegfried Lugner – „Binki“, gerade mal vier Monate alt und noch etwas kamerascheuer

wo ich diese Süßspeise oft in der Auslage sah. Aber wir hatten keine Marken und im Krieg brauchte man ja für alles Lebensmittelkarten.

Als ich dann endlich einmal diesen heiß begehrten Indianer haben konnte, schmeckte er nicht so, wie ich es mir ausgemalt hatte. Ich war sehr enttäuscht. Aber das passiert ja im Leben öfter: Man wünscht sich etwas und dann folgt die bittere Erkenntnis, dass es gar nicht das Richtige ist.“

Selig fühlte sich Richard auch, wenn ihm ein Bekannter seines Vaters, der bei Rommel im Afrika-Korps war, Schokolade schickte. „Ich war ein absolut schlechter Esser, außer Milchreis mit etwas Kakaopulver, Haferflocken oder Würstel mit Saft schmeckte mir nichts. Aber wir mussten essen, was auf den Tisch kam. Etwas anderes hätte mein strenger Vater nicht geduldet – und ich mich nicht getraut, zu widersprechen.“

Einmal hab ich ein bisschen gebrochen, aber auch das musste ich wieder essen. Es war ein einziges Mal, aber doch. Man hat nichts gehabt und das wenige konnte man nicht

wegschmeißen. In meiner Kindheit bekam man auch noch in der Schule Watschen ... In der HTL hatten wir zum Beispiel einen Geometrielehrer, der holte die Schüler bei den Ohren aus der Reihe raus, stellte sie in die Ecke und meinte: Wennst dich umdrehst, kriegst einen Tritt in den Arsch.“

Im Herbst 1938 begann für Binki – so der Spitzname des Juniors – der Ernst des Lebens. Noch nicht einmal sechs Jahre alt musste er in die Schule in der Leopoldsgasse 3 im zweiten Wiener Gemeindebezirk. Binki, der eine starke Beziehung zum Vater hatte, erinnert sich an ein Erlebnis, das er nie vergessen sollte.

„Ich war von der Schule Richtung heimwärts unterwegs, als ein wesentlich größerer Bursche auf mich zukam, mich hinten bei meiner Schultasche packte und mich herum-schmiss. Auf einmal ließ er los, ich wusste erst gar nicht wieso. Jedenfalls stand mein Vater vor uns, stellte den Kerl zur Rede, gab ihm ein paar Ohrfeigen und damit war der Fall erledigt. Das Erstaunliche an der Geschichte ist, dass mein Vater mich nie zuvor von der Schule abgeholt hatte. Und es auch nie wieder tat.“

Ein anderes Mal half ihm sein Vater, um im Deutschunterricht besser abzuschneiden. Lugner senior schrieb für seinen Sohn drei Aufsätze. „Die drei Zettel hatte ich in den Hosens- und Hemdtaschen versteckt, aber bei der Schularbeit traute ich mich nicht, sie rauszunehmen und abzuschreiben.“ Dennoch bekam er eine besser Note als üblich, denn er erinnerte sich zumindest ein wenig an die gemeinsam durchbesprochenen Arbeiten.

Obwohl er sehr wenig von seinem Vater, der in russischer Gefangenschaft starb, weiß, meint Lugner heute, dass dieser ihm wichtige Lehren fürs Leben mitgab.

„Das Wesentliche war, dass ich mir aus-suchen durfte, in welche Schule ich gehen will. Er sprach mit mir – damals neun Jahre alt – über meine Zukunft. Wir wohnten ja vis-à-vis vom Ringturm und das Gymnasium in



Leopoldine Lugner mit ihrem Erstgeborenen, den sie gleich liebevoll „Binki“ nannte. Die Bildunterschrift stammt übrigens noch von ihr selbst.

der Schottenbastei war nur zehn Minuten entfernt. Es stand auch das Schottengymnasium zur Auswahl. Aber ich hab mich natürlich fürs Realgymnasium Stubenbastei entschieden, weil dort auch mein größtes Vorbild – mein Vater – gewesen war.“ Sein jüngerer Bruder Roland fühlte sich hingegen immer mehr zur Mutter hingezogen.

Eines seiner berührendsten Erlebnisse passierte zu Weihnachten 1942. Der Vater besaß eine Jagd in Dorfstetten im südlichen Waldviertel, wohin ihn der Junior oft begleitete. An diesem Heiligen Abend besuchte Richard mit seinem Vater ausnahmsweise die Christmette. „Wir stapften durch sehr hohen Schnee den steilen Weg zur Kirche hinauf, unterm Arm



Richard und Bruder Roland (r.) verbrachten unbeschwerte Sommertage im Haus in Breitenfurt. Die sittsame Mutter duldet allerdings keine „Nackerpatzerin“ in ihrem Fotoalbum – und griff zum Klebeband.

hatte der Vater eine Bibel.“ Eine ganz besondere Nacht für den Buben, der seinem heiß geliebten Vater zum letzten Mal so nahe sein sollte. Denn auch er wurde einberufen.

Sechs Monate später – der Junior verweilte gerade bei Tante Hilda, der Schwester seines Vaters am Land – kam ein Postbote ins Haus und teilte ihm mit, er müsste um 18 Uhr auf dem Postamt sein, weil sein Vater ihn anrufen würde. „Mein Vater sagte mir, dass er um Mitternacht nach Russland an die Front müsse und er sich verabschieden wollte. Und das war das Letzte, was ich mit ihm geredet habe.“ Wie traurig er sich damals fühlte, weiß er heute noch. Und es sollte nicht lange dau-

ern, bis Richard junior am eigenen Leib verspürte, was Todesangst bedeutete.

„Wir wohnten in der Nähe vom Augarten und da sah man schon, wie die Rohre der Geschütze bei jedem Schuss rauf- und runterfahren. Und man hörte den Krawall der Russen und Deutschen ja auch schon vom Neusiedler See. Mein Bruder und ich kriegten es ordentlich mit der Angst zu tun und wir überredeten die Mutter wegzufahren. Schnell rannten wir heim, packten ein paar Sachen ein – u. a. schnappte ich mein Reißzeug und mein Botanik-Besteck (sein Lehrer im KLV-Lager auf dem Semmering hatte es verstanden, Richard für Pflanzenkunde zu begeistern) –, düsten zum Franz-Jo-



Popo-Klatsch für Richard – diesmal aber nur aus Hetz für den Fotografen

Im Sommer bekam Richard immer einen Hasen zum Spielen. „Und im Herbst wurde er dann geschlachtet und gegessen. So war das halt damals.“

Familienausflüge – hier ins Höllental – standen regelmäßig auf dem Programm (o. r.)



Eines der ganz wenigen Fotos, die Richard Lugner von seinem gestren- gen Vater (Bildmitte) besitzt, denn meist stand er hinter der Kamera und fotografierte seine Familie.



Dieses Bild ist Richard Lugner heilig, denn es sollte sowohl für ihn als auch für seinen Vater die letzte gemeinsame Jagd sein: 1942 in Dorfstetten im südlichen Waldviertel.

**Wir fahren mit dem letzten Zug raus aus Wien.** Kurz nach- dem wir die Tullner Donaubrü- cke passierten, wurde sie auch schon gesprengt.

sefs-Bahnhof und fahren mit dem letzten Zug raus aus Wien. Kurz nachdem wir die Tullner Donaubrücke passierten, wurde sie auch schon gesprengt. Und in Krems mussten wir aussteigen. Auf dem Friedentischtuch, das die Mutter mitgenommen hatte, schliefen wir am Boden in der Bahnhofshalle.

Am nächsten Tag in der Früh gingen wir zu Fuß nach Stein – und gelangten auf holzbe- ladenen LKWs nach Dorfstetten, wo es ruhig war. Außerdem kannten wir dort Leute und ein Bauer nahm uns auch auf. Meine Mutter arbeitete am Feld, mein Bruder und ich hüten Kühe. Und am Nachmittag durften wir in den Wald.

Ich erinnere mich noch gut, dass auf ein- mal einer daherrannte und schrie: ‚Der Krieg ist aus!!!‘ Worauf auch wir herumschrien: ‚Der Krieg ist aus!‘ Nur standen dort nicht vie- le Häuser und so konnten wir die Nachricht nicht an den Mann bringen (lacht!). Das war eine große Erleichterung. In diesen drei Wo- chen, in denen es sehr kritisch war, schrieb ich auch eine Art Tagebuch. Vielleicht um mit meiner Angst besser umzugehen.

Wir blieben noch ein paar Tage, bis wir nach Wien zurückkehrten. Ich weiß noch, dass wir 17 km von Sarmingstein entfernt Autos stoppten, um mitzufahren. Und in Waldhau- sen in Oberösterreich sahen wir den ersten Russen. Na, da haben wir uns g’furchten. Da-



Richard (l.) und Roland besuchten mit ihren Eltern Venedig, wo ihn (übrigens nicht nur damals) die Tauben ein klein wenig mehr interessierten als die vielen Sehenswürdigkeiten der Stadt. Das Foto schoss wieder einmal Vater Richard. Seine Kamera besitzt der Sohn heute noch.

rum machten wir möglichst einen großen Bo- gen, damit ja nix passiert.

Mit einem Holzauto erreichten wir Per- senbeug, wo man 10 Pfennig zahlen musste, um mit der Fähre nach Ybbs zu gelangen. An dem Tag mussten wir aber nichts bezahlen, weil die Fähre bummvoll war. Auf der anderen Seite wurden einige Frauen von den Russen mit der Hundspeitsche ausgemustert und in die Au getrieben. Meine Mutter war auch dabei. Wir Kinder folgten. Stundenlang marschierten wird durch die Au, immer wieder trafen wir auf Russen und alle zitterten wir ...

In Melk stiegen wir in den Zug Richtung Wien, aber in St. Pölten koppelten die Rus- sen die Lokomotive ab. Erst am nächsten Tag

brachten sie die Lok wieder und dann sind wir nach Wien gefahren.

Warum die Russen das machten? Damit man sich fürchtete und Respekt zeigte. Angst hatten wir ohnehin alle, weil man so viele wil- de Geschichten hörte.

In Wien – wir wohnten am Donaukanal – stand vor unserem Haus ein ausgebrannter Panzer. Alle Fenster waren zersplittert und ein Teil der Wohnung war ausgebombt bzw. aus- geräumt. Sämtliche Gemälde und Bilder von unseren Verwandten konnte man wegwerfen.

Wir fahren in unser Gartenhaus nach Breitenfurt, wo mein Vater seine Jagdgewehre aufbewahrte. Und deshalb hatten die Russen das Haus auf den Kopf gestellt und daraus ein



Zwei Fotos einer Bilderserie, die extra angefertigt wurde, um sie dem Vater an die Front zu schicken.  
 „Er sollte eben sehen, dass es uns gut geht und er sich um uns keine Sorgen zu machen braucht.“

Gefangenenlager für die deutsche Wehrmacht gemacht. Die Möbel schmissen sie in den Garten, und die Leute plünderten alles. Als wir eintrafen, packte gerade eine Nachbarin etwas ein, um es angeblich für uns aufzuheben. Diese Hilflosigkeit war schlimm.

Einmal wollte einer unseren Garten und befahl, wir sollten das Grundstück verlassen. Meine Mutter rief den Rechtsanwalt, der die Kanzlei meines Vaters weiterführte, an und der half uns. Wir durften unseren Garten behalten.

Eines Tages holten die Russen meine Mutter zum Schuttschaukeln und während die Frauen am heutigen Gebiet der Donauinsel Schiffe freibuddelten, ritten wir mit den restli-

chen Soldaten auf ungesattelten Pferden durch die Lobau. Die Russen, ganz junge Burschen, teilten mit uns das Essen. Zu Kindern waren sie immer nett, wir verstanden uns hervorragend mit ihnen.

Ich erinnere mich auch noch gut an meine Tante Mira, die in der englischen Besatzungszone wohnte, während wir im zweiten Bezirk in der russischen lebten. Und da gab's halt nur russische Lebensmittel wie Hülsenfrüchte usw. Bei einem meiner Besuche durfte ich einen vollen Löffel Corned Beef haben – für mich Luxus pur. Von diesem Genuss zehrte ich wochenlang. Viel mehr konnte sie mir nicht geben, weil sonst hätte sie



Ups! Das Bild rutschte wohl zufällig durch Mutters Zensur: Richard (l.) und Roland nackt. Für ihn Freiheit pur.

ja fast nix mehr gehabt. Am besten erging es jenen in der amerikanischen Zone.“

Für Leopoldine Lugner hieß es damals nur, den Alltag zu meistern und die Söhne zu versorgen. Ob ihr Ehegatte noch lebte, wusste sie nicht.

Dass er (unter falschem Namen – Richard Weber – um seine Identität als Offizier zu schützen) in russische Gefangenschaft geriet, mit bloßen Füßen bei minus 20 Grad drei Tage lang durch den Schnee getrieben wurde und daraufhin im Spital verstarb, erfuhr die Familie erst viel später.

„Sie wartete sehr lange auf seine Rückkehr, denn die letzten Gefangenen kamen erst 1955 heim. Auch ich saß ständig neben dem Radio, um zu erfahren, wer im nächsten Zug aus Russland saß. Wir hofften halt alle ... Er war für die Verteidigung von Novy-Bug ver-

antwortlich, wurde aber gefangen genommen und im Spital in Kriwoi Rog starb er vermutlich auch. Manche behaupteten im Juni 1945, andere meinten später. Es folgte eine Todeserklärung, in der stand, dass er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit einen bestimmten Tag nicht überlebt hat.“

Ein schwerer Schlag auch für die seit ihrer Kindheit schwerhörige Ehefrau, die nun mit zwei Kindern alleine dastand, mit ihrem Schicksal aber nicht haderte, sondern das Beste daraus zu machen versuchte. Vor allem bei ihrem Ältesten, der immer darunter litt, dass sie sich mehr um Bruder Roland bemühte als um ihn, erkannte sie schon recht früh dessen Ehrgeiz.

Ab Herbst 1945 war es wieder möglich, das Gymnasium in der Stubenbastei zu besuchen, wo Richard nur noch die fünfte Klasse absolvierte. Denn Latein sowie Englisch gehörten nicht zu seinen Stärken. Und Französisch – das neue Unterrichtsfach ab der Oberstufe – schon gar nicht. Richard Lugner wechselte die Schule – und legte damit den Grundstein für seine spätere Karriere.

Die Kriegsjahre und vor allem die Not der Nachkriegsjahre prägten Lugner, der seit frühester Kindheit ans Sparen gewohnt war.



Richard inspizierte Vaters Cabrio (ein Hanomag Sturm), mit dem die Familie viele Reisen unternahm. Dass es damals eine mehr oder weniger verkehrsfreie Autobahn gab, beeindruckt ihn erst heute.